

Trudy Dannhardt-Voss · Der neue Adam

Die achtmal verheiratete Amalia Morgenstern aus Augsburg ist 106 Jahre alt, und das reicht ihr vollkommen. 107 will sie nicht werden, und so bittet sie den Herrgott inbrünstig, vor ihrem nächsten Geburtstag von der Erde geholt zu werden. Ihr Wunsch erfüllt sich. Doch kaum im Himmel angekommen, beschwert sich die rüstige Dame beim heiligen Vater über die Verursacher der größten Missstände im gesamten Universum: die Männer. Gott – angesichts der vielen Katastrophen auf der Erde ohnehin überarbeitet und zerstreut – zeigt sich überrascht, aber auch kooperativ: Amalia darf einen Therapieplan ausarbeiten, mit dessen Hilfe bei bestimmten Männern Sicherheitslöcher ihres Aggressionspotentials gestopft werden sollen. 15 verstorbene Frauen sollen daraufhin eine Woche auf die Erde zurückkehren, um an besonders überarbeitungsbedürftigen Haustyrannen und Supermachos die Therapie zu testen. Ziel: eine genetische Umprogrammierung aller fehlgeleiteten Männer, die Schaffung eines neuen männlichen Prototyps – die Geburt eines »neuen Adams«. »Der neue Adam« ist die humorvolle Geschichte einer weiblichen Revolution. Und das Porträt einer Frau, der auch im hohen Alter noch der Schalk im Nacken sitzt.

TRUDY DANNHARDT-VOSS, geboren in Bayern, aufgewachsen in Frankfurt am Main, ist seit ihrem 18. Lebensjahr 49 Mal umgezogen. 1971 emigrierte die examinierte Krankenschwester und Therapeutin mit ihren zwei Söhnen in die USA, kehrte aber immer wieder für einige Jahre nach Deutschland zurück. Mit vielen ihrer Patienten hat sie Gespräche über deren Leben, Lieben und ein mögliches Leben nach dem Tod geführt. Trudy Dannhardt-Voss lebt heute in Ottawa, Kanada.

Trudy Dannhardt-Voss

DER NEUE ADAM

Roman

Für meinen Mann, meine Söhne, Familie, Freunde
und die Bürger der Stadt Augsburg

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-
bibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

April 2005

© 2005 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-108-3

Fünf Uhr morgens in der Altstadt von Augsburg, das hat seinen Charme, vorausgesetzt, man wacht regelmäßig früh auf und hat nichts anderes zu tun, als am Fenster zu sitzen und die verschiedenen Haustüren zu beobachten. Besonders interessant ist es natürlich, wenn sie sich öffnen. Schade, dass das um fünf Uhr morgens so selten der Fall ist.

Stolz ist sie auf ihre jungen Augen, überhaupt ist Amalia Morgenstern, die wir jetzt um fünf Uhr morgens in ihrer Wohnung in der Bäcker­gasse am Fenster sitzen sehen, eine stolze und eigenwillige Frau. Aber es gibt ein paar Dinge, auf die sie nicht stolz ist, und dazu gehört die Tatsache, dass sie am 31. Januar ihrem einhundert­siebten Geburtstag entgegen­sieht.

»Ich sollte schon längst unter der Erde sein, Herrgott noch mal. Wie oft muss ich es dir noch sagen?«, kauzte sie. »Seit zwanzig Jahren hab ich bereits Pläne, was ich im Jenseitigen machen könnte. Vergessen hast mich, gib's zu. Bist halt auch nicht mehr der Jüngste. Ja, ja«, seufzte sie, »warum soll es euch droben im Himmel anders gehen als mir? Wenigstens die Rente hab ich wieder raus, von dem, was ich eingezahlt hab.« Sie kicherte. »Einen schönen Schnitt hab ich gemacht. Siebenvierzig Jahr ham's mich ausgezahlt.«

Es tat sich immer noch nichts in der Bäcker­gasse. Eine schwarze Katze schlich vorbei, das war alles. Aber sie war nicht abergläubisch. Außerdem kannte sie die Katze. Sie gehörte Frau Wurlinger im unteren Stock. Sie war noch eine junge Hüpf­erin. Zweiundachtzig. Ihr Mann hatte sich auch vor sechzehn Jahren so schnell abgeseilt wie Hermann, ihr achter (gemeint ist Amalias 8. Ehemann; Anm. d. V.). Der Gute: Eine stattliche Rente hatte er ihr hinterlassen. Ansonsten kurz und schmerzlos war's. Grad als er sich die Gabel mit Spätzle in den Mund schieben wollte, war er zur Seite gekippt. Kein Mucks mehr, nichts. Ganz schön sauer war sie damals: Wo sie sich doch so abgeplagt hatte, die Spätzle auf dem Holzbrett zu schaben. Na ja, wenigstens hatte sie in Ruhe zu Ende gegessen, bevor sie den Arzt rief. War ja eh keine Eile, schließlich war er ja schon tot gewesen, der Gute, das hatte sie gleich auf den ersten Blick gesehen, immerhin hatten fünf ihrer vorangegangenen Ehemänner auch so einen plötzlichen Abgang in der Küche, deshalb hatte sie mittlerweile schon Übung, mit einer Leich am Tisch zu speisen.

Seit achtzig Jahren führte Amalia gewissenhaft Tagebuch. Jeden Morgen, nachdem sie um fünf Uhr ihren Morgenblick auf die Bäckergasse geworfen hatte.

Noch drei Tag zu ihrem Hundertsiebten. Mein Gott, sollte sie denn all ihre Tag als *Eremitin aus der Bäckergasse* verbringen? Das konnte ihr der Herrgott doch wirklich nicht antun.

Vorsichtig zählte sie die noch freien Blätter des aktuellen Tagebuchs. Noch genau vier leere Seiten zu ihrem Hundertsiebten. Aber was dann? Auf keinen Fall würde sie sich noch ein neues Tagebuch kaufen, erstens kostete das immerhin zwölf Mark und zweitens würden die da oben sicher meinen, sie wollt noch weiter so ein paar Jahr rumtun. Das kam gar nicht in Frage. Und was wär, wenn's jetzt mitten im Jahr sterben tät, und es ständ noch gar nichts Richtiges drin im Tagebuch und die zwölf Mark wären umsonst ausgegeben? Na, das kam gar nicht in Frag. Also besser, ich gehe heute in die Messe im St. Ulrich und bet, dass der Herrgott mich holt, und zwar so schnell wie's gangert. Wenn ich noch drei Tag leb, bleibt das letzte Blatt frei. Das tät fei passen. Das letzte Blatt bleibt frei. Als Ehrenblatt, weißt Herrgottle. Außerdem brauchat i keine Geburtstagsfeier net. I kann eh die ganzen Leut net auseinander halte. Allein scho die 35 Enkel, grad dass ich mei fünf Kinder auseinander halt.

Das Telefon riss sie aus ihren Gedanken.

»Ja, hier ist Morgenstern«, sagt sie, »Amalia Morgenstern.«

»Hallo? Hier ist der Freddie, dein Enkel. »Wie geht's denn so, Oma?«

Freddie, überlegt sie schnell, Freddie. Herrschaftszeitle, glaubschst's, den hannisch glatt vergessen.

»Warum rufst du mich an?«, fragte sie auf Hochdeutsch, dessen sie sich eigentlich meistens bediente.

Nur wenn sie besonders aufgeregert war, verfiel sie in ihren eigengefärbten Dialekt.

»Brauchst du Geld?« fragte sie den Freddie-Enkel.

»Nein, Oma, ich wollte dir nur sagen, dass ich nächsten Monat in Rente gehe, schön, he?«

Amalia stutzte für einige Sekunden, als wollte sie schnell nachrechnen, wie das wohl sein konnte. War sie denn wirklich schon so alt, dass ihr Enkel in Rente gehen konnte?

»Also, Oma«, fuhr er fort, »wir sehen uns dann an deinem Geburtstag, he? Wir holen dich um viertel vor eins ab. Für eins haben wir im *Hasenbräu* den großen Raum reserviert.«

»Wie viele kommen denn?«, fragte Amalia.

»Hundertfünfundsechzig.«

»Was, so viel?«

Amalia fasste sich ans Herz. Lieb's Herrgottle, dachte sie, du weißt: nur noch drei Tage. Das letzte Blatt bleibt frei.

»Alles nur die aus der Familie, Oma. Natürlich, der Herr Pfarrer kommt auch und der Gemeindevorstand und die Pfarrdiener auch. Das ist ja wohl mal klar, he? Und selbstverständlich der Bürgermeister, der lässt sich ja so eine Ehrung nicht entgehen, das gehört ja zu seinen Pflichten.«

Amalia stöhnte innerlich. Musste denn immer so viel Buhei gemacht werden, konnte man sie denn nicht einfach in Ruhe lassen?

»Dann die Frau von deinem Korsettladen«, fuhr Freddie-Enkel ungerührt fort, »die Bäckersfrau mit Mann, die Gemeindegewerkschaft, die Frau Schneiderhahn vom Papiergeschäft. Und die noch Übriggebliebenen vom Kirchenchor, weißt schon, die als ganz Junge mit dir gesungen haben. Natürlich der Postbote mit Frau, seine beiden Töchter und vier Enkelkinder und, ja, der Luigi vom Pizzaladen.«

»Jetzt reicht's«, sagt Amalia und legt den Hörer auf. Sie legt einen alten Briefumschlag von der Stadtparkasse zwischen die aktuelle Tagebuchseite und geht ins Schlafzimmer. Krampfhaft überlegt sie, woran sie schnell sterben könnte. Spätzle mit Pilzsauce vielleicht, das hatte noch keiner ihrer fünf Männer überlebt. Aber sie. Komisch. Also, das kann's nicht sein. Sie waren alle übergewichtig, und da trifft einen der Schlag eben viel schneller, so war's, dachte sie und seufzte: Oh, mein lieb's Herrgottle, wenn ich nur die Hälfte hätt von einem der fünf Seligen und nicht so ein Krisperl wär, ich wär schon zufrieden.

29. Januar 2000

Bin immer noch da, Kruzifix.

Hab die restlichen Spätzle von gestern gebraten und die Pilzsauce aufgewärmt. Heute kam die Stromrechnung. Ich warte mal besser mit dem Bezahlen. Vielleicht sterb ich ja doch noch vor dem ersten Februar.

Frau Hitzelhuber hat mich heute besucht und mir Semmeln gebracht. Es wäre für mich zu kalt, zum Bäcker zu laufen, meint sie. Außerdem: glatt sei es auch. – Als wenn ich eine alte Frau wär und schon am Stock ging! Ich habe ihr eine Tasse Kaffee hingestellt. Natürlich den aufgewärmten, der von meinem Frühstück übrig war.

Gedankenversunken stand Amalia am Fenster, schaute den tanzenden Schneeflocken zu und sehnte sich nach ihrem Tod.

Nein, am Stock ging sie nicht, eine alte Frau war sie auch noch nicht

in ihren Augen (sie hatte junge Augen), aber ihr Körper war alt. Er wollte sich endlich zum letzten Mal hinlegen und seine letzte Ruhe finden.

Schick dich, Herrgott, dachte sie, ich mag nicht mehr. Ich werde heute Nacht mein Totenhemd anziehen, und dann hoff ich, dass du mich nicht übersiehst.

30. Januar 2000

Es hat wieder geschneit. Lieb's Herrgottle, schön sieht's aus, aber zur St. Ulrich konnt ich nicht laufen.

Heute hatte ich Sodbrennen, bin aber doch noch am Leben. Mein Totenhemd zieh ich nicht mehr an, das ist ja viel zu weit geworden. Aber warum hast du mich letzte Nacht nicht abgeholt?

Bin in die Kreissparkasse und habe denen gesagt, dass sie meine Miete für Februar nicht überweisen sollen. Die dumme Uschel hinter ihrem Fenster hat mich gefragt, ob ich umziehen würde. So ein Schmarrn. In meinem Alter umziehen. Da gibt's nur noch einen Umzug, und der geht zum Friedhof.

Heute kam ihre Tochter Henriette zu Besuch. Als Henriette das Totenhemd von ihrer Mutter über dem Stuhl hängen sah, füllten sich ihre Augen mit Tränen.

»Mama, du willst sterben, stimmt's?«

»Ja mei, i kann ja nicht ewig hier bleiben. Schau, mein Nachthemd ist mir viel zu weit gworden, fall ja vom Fleisch, Kind, dass es a Schand ist. Wannschst willst, kannschst's mitnehma.«

Henriette riss entsetzt die Augen auf.

»Das Totenhemd?!«

»Na, das Nachthemd. Aber is eh gleich: ob Totenhemd oder Nachthemd. Wannschst stirbst, gangast eh in die Nacht.«

»Mama, sag so was nicht!«

»Stimmt es etwa nicht?«, fragte Amalia spitz.

»Mama, aber wannschst in die Nacht hinaus gangast: bekomm i dann deinen Rosenkranz?«

»Freilich. Wenn du sonst noch etwas für deinen Haushalt brauchst oder Kleider von mir: nimm sie dir. Drüben gibt's eh keinen Schneider.«

»Nimm's mir nicht übel, Mama, aber deine Kleider sind mir zu altmodisch«, sagte Henriette, obwohl sie selber schon dreiundachtzig war und mit ihrem Mann im Altenwohnheim am Roten Tor wohnte.

Zu guter Letzt liefen Mutter und Tochter zu C&A. in der Bahnofsstraße, um ein zeitgemäßes und passendes Sterbehemd zu finden.

»Mama, das ist schön, das hier mit den Röschen und der Spitze am Ausschnitt.«

Aus Amalias jungen Augen schoss ein blitzschneller Giftpfeil.

»Ja komm, ich werde doch keine Spitze am Ausschnitt haben. Was soll denn mein Herrgottle denken, wenn er mich so sieht!«

Letzten Endes entschied sich Amalia für ein weiches Flanellhemd ohne Spitze und Röschen, denn es war letztlich Januar.

Am nächsten Morgen erwachte Amalia bereits gegen 4 Uhr. Es war der Tag ihres einhundsiebenten Geburtstages, den sie eigentlich nicht feiern wollte. Der Herrgott hatte sie also wieder nicht abgeholt. Allmählich hatte sie den Verdacht, dass sie oben gar nicht geführt wurde oder nicht mehr geführt, weil jemand ihre Akte verschlampt hatte. Beleidigt ging sie ihren Gewohnheiten nach, zog sich jedoch nicht an. Sie hatte die Nase voll, jeden Tag um ihren Tod zu betteln.

»Lieber Gott«, sagte sie im neuen Flanellnachthemd auf dem Bettrand sitzend, »falls es dir entgangen sein sollte: Ich bin noch da. Hier in Augsburg in der Bäckergasse. Ich muss bis spätestens 9 Uhr tot sein, denn ich will den verfluchten Geburtstag nicht feiern, meine Miete nicht bezahlen, und die Stromrechnung soll der Teufel holen. Bist du schwerhörig? Ich habe in der St.-Ulrich-Kirche einundzwanzig Rosenkränze und zehn Vaterunser gebetet, Kerzen angezündet und sogar noch obendrein eine Mark in den Klingelbeutel geworfen. Was soll ich denn noch machen, Kruzifix! Jetzt reicht's aber. Oder hast du mich für eine Mumienverbrennung vorgesehen und wartest ein paar tausend Jahre?«

Sie seufzte tief auf, dass sie fast zitterte.

»Nimm dir gefälligst Zeit und hol mich. Du weißt, ich möchte auch kein neues Tagebuch mehr kaufen.«

Und dann schrieb sie auf das letzte Blatt:

*Die ganze Zeit kam ich zu Dir mit meinen Sorgen,
jetzt bitt ich Dich, komm Du zu mir und hole mich.
Warte nicht bis morgen.*

Anschließend schrubbte sie ihren Küchenboden und die Kacheln im Bad, staubte eifrig die Möbel ab, wusch ihre Strümpfe mit der Hand aus und hängte sie auf das kleine Gestell über der Badewanne. Dann hob sie das Gestell wieder raus und nahm ein warmes Bad, damit sie nicht roch. Das

Kölnisch Wasser, welches sie von einer ihrer Hausbewohnerinnen vor Jahren geschenkt bekommen hatte, brauchte sie heute auf. Sie parfümierte sich von oben bis unten und roch wie ein Kosmetikladen.

Sie begann zu niesen. Ich will, dachte sie, dass bei mir alles ordentlich ist, falls ich gehe, und ich möchte auch ordentlich riechen und aussehen. Sorgfältig bürstete sie ihre Haare nach hinten und verzichtete sogar auf ihren strengen Knoten. Fast wie ein junges Mädchen sah sie aus, wenn man alles in allem nahm und großzügig mit dem Weichzeichner über die Spuren des hohen Alters fuhr. Die Telefon- und Stromrechnung legte sie unter den Brotkorb, damit die Kinder nicht gleich sahen, dass sie unbezahlt waren.

Wenn das heut mein letzter Tag auf Erden sein sollte – Herrgottle, du kannst mich doch nicht über das letzte Blatt hinaus noch liegen lassen! –, dann möchte ich mir noch etwas Besonderes gönnen. Ihr fiel der Sekt ein, den sie vom Verein zum 60. Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Vorsichtig holte sie die Flasche aus der hintersten Ecke ihres Kleiderschranks, öffnete sie und stellte ein feingeschliffenes Sektglas samt Sekt auf den Nachttisch. Der Korken ist an die Decke gespritzt und ein Teil des Inhalts hinterher. Nach dem dritten Glas legte sich Amalia wieder ins Bett und schlief selig ein. Vorher faltete sie noch die Hände.

Gute Nacht, lieber Herrgott, schau, jetzt bin ich fei scho direkt beschwipst. Wär des net schä, wannschst mi jetzt holscht und i oben mit dir anstoßen tat?

Die Familie bereitete sich auf eine große Feier vor. Man war stolz, dem Bürgermeister, Stadtpfarrer, Gemeindeführer und anderen höheren Bürgern die Hand schütteln zu dürfen. Das lag dem Freddie ganz besonders, und seine früheren Kumpel vom Verein beneideten ihn darum. Die Glocken des St. Ulrich sollten um elf Uhr zu ihrem Ehrentag läuten, und sogar der Bayerische Rundfunk will Amalia Morgenstern zum Geburtstag gratulieren.

Im *Hasenbräu* hat man schon die Tische zusammengeschoben und schöne, hellgrüne Tischdecken drauf gelegt. Kleine Blumentöpfe mit bunten Primelchen, die Amalia so liebt, wurden als Tischdekoration liebevoll von Henriette ausgewählt. Ein großer, bunter Blumenstrauß, der vom Stadtmarkt gestiftet wurde, schmückte den Tisch, an dem Amalia Morgenstern und die Ehrengäste Platz nehmen sollten. Der gemischte Chor von Gersthofen übte schon seit zwei Wochen Amalias Lieblingslied *Einst wollt ein Jäger jagen, einen Gamsbock, Gamsbock Silbergrau*.

Ein Autohändler stellte eine Limousine mit Fahrer bereit, um Amalia Morgenstern, die älteste Bürgerin von Augsburg, abholen zu lassen.

Auch Freddie hatte alles mit viel Liebe organisiert. Nicht, weil er seine Großmutter besonders liebte, sondern weil das eben seine Sache ist, etwas Großes zu organisieren. Und er liebte es besonders, die Komplimente dafür einzustreichen, obwohl er immer so tat, als wäre alles reine Ehrensache.

Amalias Telefon klingelte an diesem Morgen ununterbrochen. Aber sie nahm nicht ab. Vor der Wohnungstür hatten sich mittlerweile, es war schon fast 11 Uhr Vormittag, viele Geschenktüten und Blumentöpfe angesammelt. Die Glocken des St. Ulrich läuteten bereits für Amalia. Aber aus Amalias Sicht waren es eben bedauerlicherweise die Geburtstagsglocken und nicht die Sterbeglocken. Die klangen viel heller und bescheidener. Und von ihr aus hätten die auch nicht bimmeln brauchen, wenn sie dann endlich starb.

Frau Bimmel und Frau Baum vom unteren Stockwerk klingelten an ihrer Tür, aber sie gab keine Antwort. Sie wusste, dass sie es waren: Sie hatten schon so oft geklingelt, dass sie die Sprache ihres An-der-Haus-tür-Klingelns im Schlaf kannte.

»Sicherlich ist sie noch was einkaufen gegangen«, flötete Frau Bimmel unterm Geburtstagsglockenklang und ließ wie immer ihre Tür einen Spalt offen, um Amalia auf dem Rückweg abzufangen.

»Zum Einkaufen?« ertönte in schrillum Vorwurf Frau Baums Stimme. In diesem Augenblick verstummte St. Ulrichs Glocke.

»Das ist doch nicht Ihr Ernst, Frau Bimmel! Das wäre ja gerade so, als hätte sie ihren Geburtstag vergessen!«

»Na und? Bei so vielen, da kann sie den hundertsiebten doch mal vergessen, oder?«

»Sind Sie auch zur Feier ins *Hasenbräu* eingeladen worden, Frau Baum?«, fragte Frau Bimmel mit einer Unschuldsmiene, die jeden hinterhältigen Gedanke kaschieren kann.

Jetzt kam Frau Baum vom Baum runter: Sie wusste, was die Glocke geschlagen hatte, auch wenn sie gerade erst verstummt war.

»Ins *Hasenbräu*?«, fragte sie leichthin. »Wieso denn, ich kann ja sowieso nicht, ich muss zu meiner Tochter, um auf die Kinder aufzupassen.«

Eigentlich war es unerhört, denn in den letzten dreißig Jahren hatte sie immer für Frau Morgenstern die Treppe geputzt, wogegen die Bimmel noch nicht einmal gefragt hatte, ob sie Amalia vom Laden etwas mitbringen sollte.

»Ach so«, antwortete Frau Bimmel pikiert. »Das wusste ich gar nicht. War ja nur so eine Frage.«

Als Henriette die Treppe rauf lief, hoffte sie, ihre Mutter fertig angezogen vorzufinden, und sie wunderte sich, die Blumen und Geschenke vor der Tür zu sehen. Hat wohl wieder einen ihrer egozentrischen Anfälle gehabt, wo sie alles um sich herum ignoriert, ob Klingel oder Telefon und besonders das Klopfen an die Wohnungstür. Das hatte sie maßlos satt.

Henriette schloss die Tür auf und lief durch die Wohnung. Als sie ins Schlafzimmer kam, sah sie ihre Mutter noch im Bett liegen. Sie hatte ihr neues Flanellnachthemd ohne Spitzen an. Die Hände waren zum Gebet gefaltet und mit dem Rosenkranz umwunden. Leise ging Henriette ins Wohnzimmer. Sie wollte die Mutter beim Gebet nicht stören, wusste aber nicht so recht, wie lange sie noch warten sollte, schließlich würde in der nächsten Stunde der Geburtstags-Parcours beginnen.

Kurz darauf kamen Henriettes ältere Brüder. Die drei saßen in der Küche. Henriette machte eine Tasse Kaffee.

»Leo, schau doch mal nach, ob Mutter mit ihrem Gebet fertig ist«, sagte Henriette. »Sie muss jetzt endlich aufstehen und sich fertig machen. Wenn sie noch länger betet, ist ihr Geburtstag schon vorbei.«

»Sie betet noch, da kannschst sie net wecka«, sagte Leo, als er zurückkam und ließ sich noch eine Tasse Kaffee einschenken.

Henriette schüttelte fassungslos den Kopf.

»Ich sag's euch, gleich mach ich dem Gebet ein Ende.«

»Das kannschst net macha«, sagte Leo. »Das wär Gotteslästerung.«

Albert, ein weiterer Sohn von Amalia, wurde ungeduldig und beschloss, trotz schwerer religiöser Bedenken die Mutter aus dem Gebet zu holen. Selbst wenn sie eine alte Frau sei, so sein Reden, müsse sie sich an gesellschaftliche Regeln halten. Sie habe jetzt nun lange genug gebetet, um ihren Herrgott zufrieden zu stellen, jetzt müsse sie endlich auch die Geburtstagsgesellschaft zufrieden stellen, Herrgott noch mal. Sprach's und ging ins Schlafzimmer. Als er zurückkam sagte er nur:

» Die Mutter ist steckensteif.«

Kurtchen, der jüngste der drei Brüder, rannte ins Schlafzimmer und warf sich buchstäblich über die Mutter. Er wird sie wohl am meisten vermissen, denn sie gab ihm trotz seiner sechsundsiebzig Jahre immer noch wöchentlich ein Taschengeld.

Henriette fing sofort an zu plärren, rannte ins Schlafzimmer und nahm der Mutter den Rosenkranz aus den Händen, bevor ihn jemand anderes nehmen konnte. Leo und Albert schauten sich gegenseitig an und fragten sich, was sie nun machen sollten, mit der Feier im *Hasenbräu* natürlich, also mit den ganzen Gästen und dem Essen und dem Zitterspieler und dem Männerchor von Gersthofen und der Limousine, die in wenigen Minuten vor dem Haus parken würde.

Leo griff zum Telefon und rief die jüngere Schwester Maria an, die mit ihrem Mann Werner kurz vor dem Roten Tor im Altenwohnheim lebt.

»Die Mutter ist tot, was sollen wir machen? Die Gäste sind schon unterwegs. Alles ist vorbereitet.«

Maria kam die Idee, alles laufen zu lassen. Freddie sollte sich für die Großmutter entschuldigen und sagen, dass sie sich verspätet. Gegen Nachmittag, wenn der ganze Trubel vorbei sei, würden sie bekannt geben, dass die Mutter gerade verstorben sei.

So kam es, dass Amalia als älteste lebende Bürgerin der Stadt Augsburg hoch gefeiert wurde, gleichwohl sie schon gestorben war. Nichtsdestotrotz verlieh man der vermeintlich Lebenden in Abwesenheit die Ehrenplakette der Ehrenbürgerin der Stadt Augsburg. Erst später, wenngleich auch am selben Tag, stellte sich dann heraus, dass Amalia Morgenstern, geboren am 31. Januar 1893 in Lohr am Main, weder ihre Stromrechnung noch Miete würde mehr bezahlen müssen, denn der Herrgott hatte ihren Wunsch erfüllt und die letzte Seite in ihrem Tagebuch unbeschrieben gelassen. In Wirklichkeit hatte sie der Sekt dahingerafft.

Amalia erhob sich aus ihrem alten Körper. Ohne zurückzuschauen trat sie jene Reise an, die keinem Menschen erspart bleibt: die Reise ins Jenseits. Sie staunte nicht schlecht, als sie feststellte, dass ihr Bewusstsein hellwach war. Am Anfang hatte sie das Gefühl, als hätte sie eine Windhose in einen Tunnel gesaugt, um sie am anderen Ende in ein Meer des Friedens zu tauchen. Endlich dort angekommen, wonach sie sich schon so lange gesehnt hatte, sah sie sich zu ihrem Erstaunen mit ihren acht verstorbenen Ehemännern konfrontiert, die sie strahlend, einer nach dem anderen umarmten und sie willkommen hießen. Aber kaum hatte sie der letzte Ehemann umarmt, sah sie sich zu ihrer Überraschung auch von ihrer Mutter, ihrem Vater und dem Rest aller Verwandten gedrückt, die sie überlebt hatte. Und das waren nicht wenige. Viele kannte sie zunächst gar nicht mehr. Trotzdem fühlte sie sich augenblicklich wohl, ohne sich allerdings im Klaren zu sein, wo sie war. Sicher im Himmel. Aber das war ein weites Feld. Jedenfalls hatte der Ort der Begrüßung kein Gesicht.

»Ich dachte, ihr seid's alle tot gewesen«, lächelte sie verschmitzt zu ihren Verflossenen. »Wo habt ihr euch denn die ganzen Jahre rumgetrieben?«

Und durch die Bank strahlten sie Amalia in einer Weise an, dass die sich fragte, mit wem sie denn die ganze Zeit eigentlich verheiratet gewesen war, denn solch strahlendes Lächeln hätte sie sich, als sie noch unter den Lebenden weilte, zwar gewünscht, erlebt hatte sie es aber nie. Außerdem fiel ihr auf, dass ihre Männer sich offensichtlich einem starken Verjüngungsprozess unterzogen hatten.

»Warum schaut's ihr eigentlich so jung aus?«, fragte sie. »Das geht doch net zamm. So habt's ja noch nicht mal ausgeschaut, als ihr jung wart. Da stimmt doch was nicht.«

»Du schaust aber auch nicht schlechter aus«, sagte Hermann, ihr achter.

Sie strich sich über die Arme und das Gesicht. Tatsächlich: ihre Haut hatte sich drastisch geglättet.

»Schau, Amalia«, fuhr Hermann fort, »dein alter Körper ist jetzt drunten in einem Kasterl aufbewahrt. Aber hier oben besitzt' einen ganz jungen. Drunten verwest', hier genest'.«

Amalia stutzte.

»Ja, mei, jetzt hab ich's doch noch geschafft? Bin ich jetzt tatsächlich im Himmel? Oder träumt mir nur, dass ich im Himmel bin?«

»Klar bist hier im Himmel, das ist so sicher wie ich der Hermann bin.«

»Ja, der bist tatsächlich. Das werd ich ja schließlich am besten wissen. Mein Gott, jetzt bin ich tatsächlich im Himmel und brauch keine Miete und keine Stromrechnung mehr bezahlen?«

»Na, zahl'n brauchst hier oben nichts«, sagte Hermann. »Wir haben hier oben den absolut bargeldlosen Zahlungsverkehr. Aber nicht nur das Bargeld sind wir los, sondern mit Geld haben wir überhaupt nichts mehr zu tun.«

»Da hat der liebe Gott meine Bettelei tatsächlich erhört. Da muss ich mich aber gleich morgen bedanken gehen«, sagte sie. »So, und im Holzkasterl bin ich auch schon«, sagte sie. »Na ja, den kann ruhig die Gemeinde für mich bezahlen oder der St.-Ulrich-Stift. Ich habe schließlich jede Woche eine Mark in den Beutel geworfen«, sagte sie.

»Schon gut, mach dir keine Sorgen«, sagte Christian, ein weiterer Ehemann aus ihrem Gattensortiment, und sah sie mit seinen treuen Augen so schmachmend an, dass sie sich auf der Stelle noch einmal in ihn verliebt hätte, wenn sie es nicht schon getan hätte und sich jetzt fragte, warum sie ihn unten damals eigentlich ein wenig aus den Augen verloren hatte, bevor sie ihn dann endgültig aus den Augen verlor, als er auszog, um bei einer Zahnärztin aus Grünwald einzuziehen.

»Dich kenn ich doch auch woher«, flirtete Amalia und musterte ihn skeptisch, damit er ja nicht übermütig würde. Das war ja immer das Problem bei den Mannsbildern. Aber da war sie stolz auf sich: Dieses Problem hatte sie gelöst, übermütig war keiner bei ihr geworden.

»Ich bin der Christian Schneider, dein dritter Mann, Amalia. Erinnerst du dich nicht mehr an mich?«

»Saupreis, mistiger!«, kauzte sie, obwohl er doch von Dinkelscherben, zwanzig Kilometer westlich von Augsburg kam.

»Amalia, weißt du noch, wie du mich früher liebevoll einen Saupreußen genannt hast, als ich dir sagte, dass meine Mutter aus Dinkelhausen in Niedersachsen stammt. Seitdem stammte ich für dich immer aus Dinkelhausen, obwohl ich in Dinkelscherben geboren bin.«

»Natürlich erinnere ich mich an dich, du schlamperts Mannsbild. Du hattest dir diese aufgeblasene Zahnklempnerin genommen und mich mit den Buben sitzen lassen. Na, wart, du Hundling, ich werd's dem Herrgott schon erzählen, was du uns angetan hast!«, sagte sie erregt und ballte eine Faust vor ihm.

Aber Christian lächelte nur. Vielleicht, weil sie in ihrer Wut und in ihrem weißen Nachthemd wie ein entflammter Racheengel aussah. Entflammt war sie ja auch: neu entflammt für eine alte Flamme.

Die übrigen Ex schauten sich lächelnd an. In ihrem Blick lag kollektives Verständnis.

»Ja, des isch unsere liebe Amalia. Jetzt gangats uns allen an den Kra-gen«, sagte Bruno, um anschließend geräuschlos mit den anderen Ex zu verschwinden.

Amalia war etwas irritiert. Erst taucht er auf, schmachtet sie mit seinem unwiderstehlichen Dackelblick an, dass sie sich beherrschen muss, um nicht schwach zu werden, und dann verschwindet er mit der restlichen Mannschaft ihrer Ehemaligen in der Versenkung. Dreimal holte sie tief Luft, und dann begrüßte sie die Verwandtschaft.

»Mei, Amalia, jetzt hast du dir doch noch deinen Wunsch erfüllt«, sagte eine weibliche Stimme.

Die Stimme gehörte einer Frau, die sie nicht erkannte, obwohl es ihre Schwester war, die allerdings sehr jung verstarb.

»Ich bin Luise, deine Schwester. Als ich starb, war ich erst dreizehn, erinnerst du dich?«

»Ja mei, Luise, dich hätt ich nicht mehr erkannt. Du bist ja noch ein ganzes Stück gewachsen, gibt's denn das!«

Der Schleier der Vergangenheit löste sich nur langsam. Amalia wusste zwar jetzt, dass sie endlich gestorben war, aber sie war, wie viele Neuan-kömmlinge, verwirrt.

»Warum stehen wir hier eigentlich so dämlich herum?«, fragte sie. »Gibt es hier denn keine Gaststätten, in denen man sich gemütlich hin-setzen kann wie in der *Jägerstuben*? Eine kalte Maß Bier könnt ich jetzt gebrauchen.«

Aber als hätte sie bereits die Maß Bier schon getrunken und die zweite auch schon in Angriff genommen, sah sie, wie die Umstehenden hinter einem Nebelschleier verschwanden. Nebel im Himmel, das hätte sie sich nicht träumen lassen. Aber warum nicht? Wenn es Wolken gab, und die galten ja immerhin als himmlisches Markenzeichen, dann musste es auch einen Nebel geben. Aber mussten deshalb denn alle auf einmal hinter einer Nebelwand verschwinden?

»Ich bin doch nicht besoffen«, sagte sie laut. »Die können doch nicht so einfach verschwinden ohne sich zu verabschieden.«

Nun stand sie ganz alleine da. Ohne festen Boden unter den Füßen, sah weder Wände noch Fenster noch Türen und wusste nur, sie war im Himmel, schwebte über den Wolken, und es gab keine Verkehrs-zeichen.

Keinen Schritt wagte sie zu unternehmen und blieb auf der Stelle ste-hen. Wohin auch sollte sie gehen? Plötzlich hatte sie Angst, durch die